

Kulturpreise in der Kritik

Sendung im Schweizer Rundfunk am 8. 10. 2018

Theresa Beyer/Monika Schärer

Um den Literaturnobelpreis, «Echo» oder die «Swiss Music Awards» gab es im Jahr 2018 viele Skandale und Diskussionen: Wie können Jurys transparenter werden? Wie werden Preisträger diverser? Wer ist preiswürdig, wer nicht? Jetzt ist wieder Preis-Hochsaison und immer mehr Preise sind gezwungen ihre Vergabep Praxis zu überdenken. Der Kulturwissenschaftler Andreas Wiesand im Gespräch.

Andreas Wiesand, Sie sind Kulturwissenschaftler und beobachten seit Jahrzehnten auch die Debatten, die sich jeweils um die Kulturpreise ranken. Wie heftig stecken denn Kulturpreise gerade in der Krise?

Preise wie der Literaturnobelpreis oder der Echo sind natürlich die Spitze des Eisberges, sie bekommen sehr viel mediale Aufmerksamkeit. Das sagt eher wenig aus über die Basis, also die vielen, vielen Preise, die Tag für Tag vergeben werden. Aber ich muss sagen: weil Skandale zu Preisvergaben irgendwie dazugehören, stecken Preise eigentlich in einer permanenten Krise.

Mit Ihrem Handbuch der Kulturpreise und der Homepage kulturpreise.de haben Sie die Übersicht. Wie viele Kulturpreise konnten Sie denn in Deutschland zählen?

Da immer wieder neue Preise gegründet werden, komme ich mit dem Zählen kaum nach. Aber grob würde ich sagen, dass es in Deutschland 2600 – 2700 Kulturpreise gibt, die überregionale Bedeutung und einen gewissen Namen haben. Wenn ich dann noch neben den Hauptpreisen auch die Förderpreise mitzähle, dann komme ich auf bis zu 5000.

Hier in der Schweiz hört man immer wieder die Kritik, es gäbe eine «Preisflut», wodurch sich die Preise dann auch gegenseitig entwerten. Gibt es Ihrer Meinung nach zu viele Kulturpreise?

Das hängt sehr von der Sparte ab. Für Choreografen oder Kinderbuchautorinnen gibt es zum Beispiel eher wenige Preise. Allgemeine Kulturpreise gibt es dafür tendenziell zu viele und die stehen dann natürlich in der Konkurrenz um mediale Aufmerksamkeit. Es hängt aber auch sehr davon ab, ob wir in die Städte schauen oder aufs Land: man darf nicht vergessen welche hohe Wirkung ein Kulturpreis in einem Landkreis erzielen kann, wo es sonst nichts anderes gibt.

Preise dienen ja nun nicht nur den Künstlerinnen und Künstler, sondern stellen auch jene ins Scheinwerferlicht, die ihn vergeben. Was ist denn aus Ihrer Sicht die Funktion von Kulturpreisen?

Preise sind ein Kommunikationsmedium: sie informieren die Öffentlichkeit. Und damit haben sie immer auch die Funktion der Kanonbildung, sie legen also fest, was zu einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Sparte als relevant und «gut» gilt. Manche Preise allerdings haben nur Marketingfunktion, die Lifetime Achievement Awards am Zurich Film Festival zum Beispiel. Die haben ja vor allem die Funktion Promis anzulocken und darüber Aufmerksamkeit für das Festival zu generieren - die eigentliche Leistung des Ausgezeichneten wird nicht sichtbar.

Klassische Kulturpreise wie zum Beispiel der Schweizer Musikpreis arbeiten ja mit einer Jury, die bestimmte Kandidatinnen und Kandidaten nominiert und dann einen Hauptpreis vergibt. Aus Ihren Beobachtungen der deutschen Preislandschaft: Wie sieht der durchschnittliche Juryentscheid aus?

Die meisten Juries sind leider wenig risikofreudig und das hat damit zu tun, dass sie ihre Entscheidungen aus einem Konsens heraus treffen. Das klingt erstmal sympathisch, aber oft bedeutet das, dass das Jurymitglied mit dem längsten Atem am Ende seinen Kandidaten oder seine Kandidatin durchdrückt. Mir macht es Sorge, dass die Jurorinnen und Juroren oft sehr kulturfromm entscheiden und sich auch stark den Vorgaben der Organisation anpassen, die den Preis vergibt – das grenzt manchmal fast schon an Selbstzensur.

Im Nachgang der Oscars oder des Ernst-von-Siemens Musikpreises wird immer wieder über mangelnde Diversität bei den Preisträgerinnen und Preisträgern diskutiert – zu viele weisse Männer bekommen Preise. Können Sie da - gerade im Rahmen von #MeeToo - Veränderungen ausmachen?

Ausser beim Literaturnobelpreis hat sich #MeeToo kaum in den Strukturen der Preise und ihren Juryentscheiden niedergeschlagen. Durch unsere Kulturpreis-Datenbanken können wir auch einen längeren Zeitraum beobachten als nur das letzte Jahr: In der bildenden Kunst zum Beispiel gab es in den letzten Jahren positive Entwicklungen: über 40% der Preisträger sind Frauen. In der Literatur hingegen sind die Zahlen rückläufig. Mittlerweile sind wir da bei unter 30% prämierter Autorinnen, das ist weniger als 1986. Das muss man sich mal vorstellen, als hätte die Gender-Debatte nie stattgefunden!

Andreas Wiesand, zum Schluss noch einen Blick in die Zukunft: Wie müssen sich Preise erneuern um mit der Zeit gehen zu können?

Ich denke ein Punkt ist, dass darüber nachgedacht werden muss wie Kulturpreise auch digitale Möglichkeiten einbeziehen können um die Öffentlichkeit mitentscheiden zu lassen – fortan sollten das nicht mehr nur die klassischen Juries sein. Ein weiterer Punkt ist, dass Eigenbewerbungen für Preise möglich werden müssen – gerade kleine Städte klagen immer wieder darüber, dass sie keine Preisträgerinnen und Preisträger finden. Und zu guter Letzt finde ich, dass sich Kulturpreise mehr nach Europa öffnen müssen. Die Zeiten, in denen sie nur eine Region oder Nation repräsentieren, sind ja hoffentlich vorbei.

Der Kulturwissenschaftler Prof. Dr. Andreas Wiesand gibt seit 40 Jahren das «Handbuch der Kulturpreise» heraus, das im Jahr 2009 in die Homepage www.kulturpreise.de übergang. Das Handbuch will für mehr Transparenz in der deutschen Preislandschaft sorgen, und soll in Zukunft auch in Österreich und der Schweiz erscheinen.